

jazzzeit | 69

MAGAZIN FÜR MUSIK UND LEBENSKUNST / NOVEMBER-DEZEMBER 07 / WWW.JAZZZEIT.AT

Preis (Ö) € 4,40

Bang & Olufsen • CD-Neuheiten • Eurodjango • Gast Waltzing • Hans Koller Preis • High Fidelity • Honolulu • Jan Lundgren • Jazz Traveller: Luxemburg • Joe Zawinul • Martin Reiter • Muthspiel & Youssef • Richard Oesterreicher • Ron Carter • Stacey Kent • Till Brönner • TOK TOK TOK • Termine & Veranstalter • Ulrich Drechsler • VAO • Voicemania • WDR Big Band • »Zwischen den Kriegen«

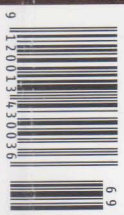
EUROPEAN JAZZ PRIZE

Stefano Bollani

PIANIST

Mit freundlicher Unterstützung von:

bm:uk
Bundesministerium für
Unterricht, Kunst und Kultur



JOE ZAWINUL (1932–2007)

Der Boxer

Eine Reise um die Welt in 88 Tasten: Von Erdberg im Wiener Gemeindebezirk Landstraße über den Großen Teich und zurück. Versuch einer Würdigung. Von Robert Fischer.

SCHWER VORSTELLBAR, dass Joe Zawinul mal ein kleiner Junge gewesen sein soll. Einer, der ein Loch in den Zaun vom Prater machte, um kostenlos hineinzukommen, der zusammen mit seinem Schulkameraden und späteren österreichischen Bundespräsidenten Thomas Klestil den Unterricht im Realgymnasium an der Hagenmüllergasse schwänzte, um ins Stadionbad zum Schwimmen zu gehen oder um sich im Capitol-Kino den Musicalfilm »Stormy Weather« (1943, mit Cab Calloway und Fats Waller) anzusehen. Zu sehr hat sich das Bild des Mannes mit dem markanten Schnauzbar und den exotischen Kopfbedeckungen in die Ikonografie des kollektiven Jazzgedächtnis eingeschrieben als einer, der in der zweiten Hälfte dieser gerade mal rund hundert Jahre alten Musik quasi immer »da« war, und zwar stets an vorderster Front die entscheidenden Wegmarken mit prägend und gestaltend. Und doch: Josef Erich »Joe« Zawinul, am 7. Juli 1932 in Wien geboren und in der eigenen Familie »Pepe« gerufen, hat seine Kindheit und Jugend selbst gern und ausführlich beschrieben; wie er aufwuchs in einer Gemeindefwohnung in einem Wiener Arbeiterviertel, sich aber auch oft in Oberkirchbach aufhielt – einem kleinen Dorf mitten im Wienerwald, wo seine Mutter herkam, die in eine Familie mit 16 Kindern geboren worden war und später einen aus Südmähren stammenden Arbeiter heiratete, der so arm war, dass er aus Kartoffelsäcken gemachte Socken trug.

»Oberkirchbach«, erzählte Zawinul dem Journalisten Peter Rüedi in einem »Weltwoche«-Gespräch, »war klein, 58 Leute, zu essen hatten wir wenig, aber es gab Beeren, Pilze, die Großmutter machte selbst Marmelade und Brot, und wir hatten eine Kuh.« Und nie vergaß er zu erwähnen, dass die Mutter seines Vaters eine Sintiza war.

Als Sechsjähriger begann Joe Akkordeon zu spielen, mit sieben stahl er in einem Kaffeehaus etwas von dem Filz, der für Billardtische verwendet wurde, und klebte ihn in sein Akkordeon, um einen individuellen »nasalen« Sound zu erzielen. »Sams-tags«, berichtete Zawinul weiter, »fanden sich alle in der Küche ein, der Großvater brannte Schnaps, und alle haben Gstanzln gesungen. Ich habe sehr

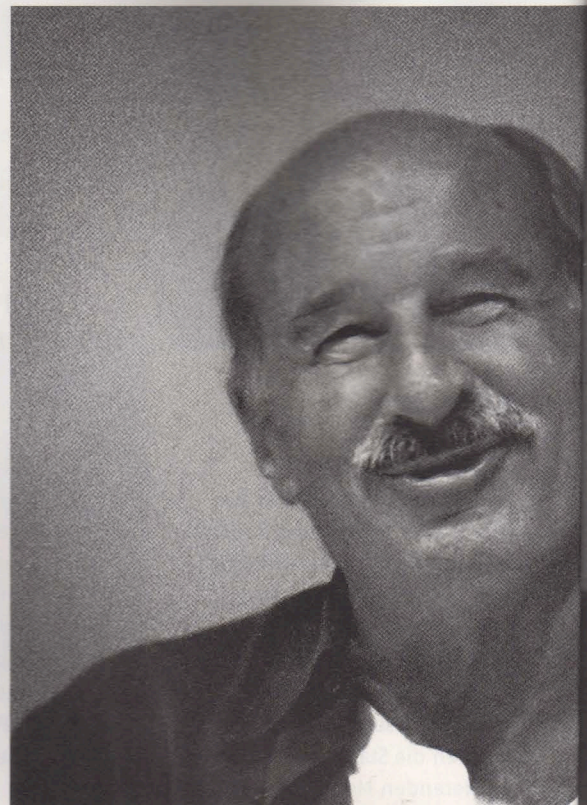
zeitig einen starken Rhythmus entwickelt. Wenn all die Leute zusammen singen, hat jeder den Drang, ein bisschen schneller zu werden. Die hatten ein furchtbares Timing, und ich musste alles zusammenhalten... Irgendwie ist das wohl mit der Grund, dass aus mir einmal ein Leader werden sollte.«

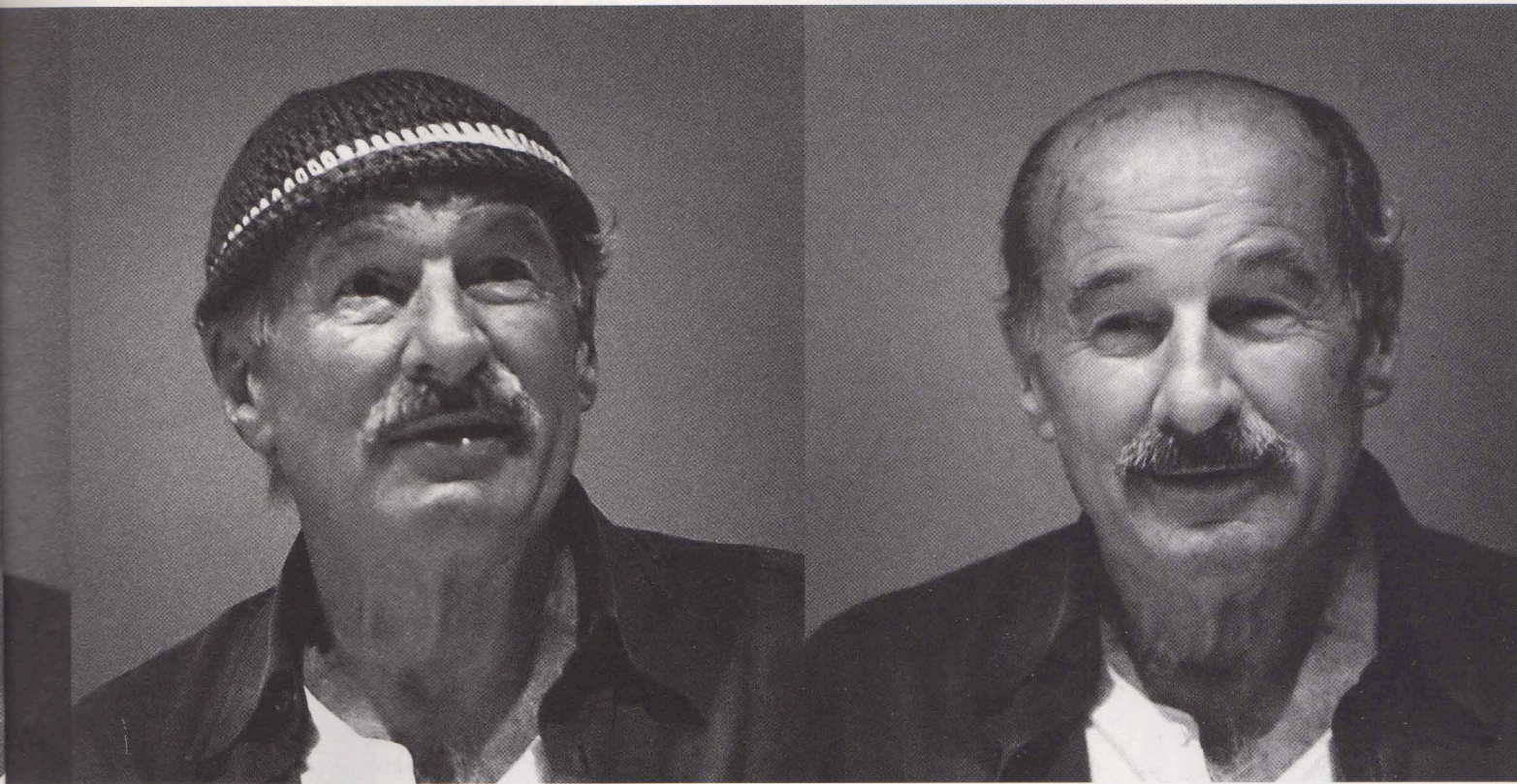
Mercy, Mercy, Mercy

Was man durchaus sportlich verstehen darf: Sport sei überhaupt seine erste Liebe gewesen, noch vor der Musik, meinte Joe Zawinul. Vor allem das Boxen hatte es ihm angetan, jener Sport also, über den Joyce Carol Oates schrieb, dass er in »seinen intensivsten Momenten (...) ein so ungebrochenes und so machtvolles Bild des Lebens« sei – »seiner Schönheit, seiner Verletzlichkeit und Verzweiflung, seines unberechenbaren und oft selbst zerstörerischen Muts –, dass [er] das Leben selbst ist und kaum ein bloßer Sport.«

Tatsächlich verinnerlichte Joe Zawinul diese Haltung auch in seinem musikalischen Leben. Oder anders ausgedrückt: Er musizierte um sein Leben. Das erklärt nicht bloß den Ernst, mit dem er die Musik zu seinem Lebensinhalt machte, sondern auch die Attitüde, mit der er dabei vorging. Die des tänzelnden Herausforderers nämlich, der wie Cassius Clay alias Muhammad Ali seinen Gegner gar nicht kennen musste, um doch zu wissen, dass er ihn schlagen würde: »in der zweiten Runde.«

Eher kurios mutet in diesem Zusammenhang der Titel von Joe Zawinuls erstem Welterfolg an, der geboren wurde, als Zawinul 1966 mit dem Altsaxofonisten Julian »Cannonball« Adderley in einem Club in Massachusetts spielte. Im Publikum waren auch »der fantastische Basketballspieler Bill Russell« von den Boston Celtics und John Thomas,





Fotos: Johann Marcus Streitner (www.shytingo.com)

ein Weltrekordhalter im Hochsprung. Als Joe Zawinul die ersten Takte seiner neuen Komposition auf dem elektrischen Wurlitzer-Piano anspielte, sprang Thomas auf und rief »Mercy, Mercy, Mercy«. Was ab da der Titel des Stücks und, so Zawinul, »das Gegenteil« dessen war, was er eigentlich damit ausdrücken wollte. Dies dürfte dann aber auch schon das letzte Mal gewesen sein, dass Joe Zawinul die Deutungshoheit über seine Musik abgab – an einen Weltmeister, wohlgemerkt.

Mysterious Traveller

Weltmeister wollte Zawinul, der erst im Alter von zwölf Jahren mit dem Klavierspielen begann, auch selbst werden, und so wurde ihm nach den ersten Erfahrungen als Pianist in verschiedenen österreichischen und deutschen Formationen – darunter ein Trio mit dem legendären Wiener Saxophonisten Hans Koller – bald klar, dass sein Weg ins Ursprungsland des Jazz, in die USA führen müsste. Während sein zwei Jahre älterer Freund und Mentor Friedrich Gulda 1946 beim renommierten Internationalen Musikwettbewerb in Genf einen ersten Preis erzielte und damit seine Karriere als Interpret klassischer Musik begann, nahm Joe Zawinul lieber an einem von der Zeitschrift »Downbeat« ausgeschriebenen Wettbewerb teil und gewann dabei ein viermonatiges Stipendium am Berklee College of Music, das ihn – mit 800 US-Dollar auch für damalige Verhältnisse nicht allzu üppig ausgestattet – erstmals über den Großen Teich brachte. In Berklee blieb er aber keine zwei Wochen lang, dann schloss er sich der Band des für seine fulminanten »High Notes« berühmten kanadischen Trompeters Maynard Ferguson an und erarbeitete sich bald einen Ruf als kongenialer

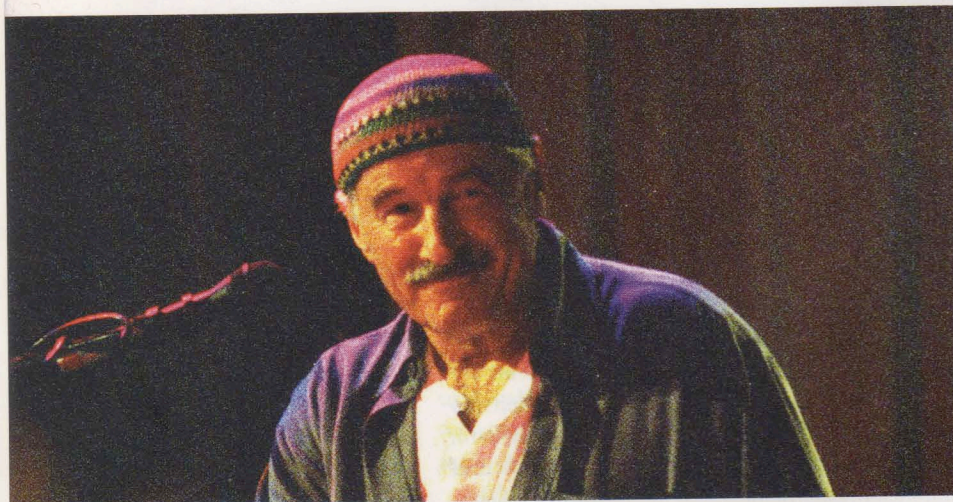
Sideman etwa der Sängerin Dinah Washington – auf deren größten Hit, »What A Diff'rence A day Makes« (1959) Zawinul Piano spielt – und des Trompeters Harry »Sweets« Edison. Furore machte er aber vor allem mit »Cannonball« Adderleys Souljazz-Quintett, dem er fast zehn Jahre lang angehörte. Als »Joe Vienna« – so wurde er damals dem Publikum vorgestellt – trat Zawinul als einziger Weißer im Harlemer Apollo Theatre auf; zu einer Zeit, als die Rassentrennung in den USA noch längst nicht überwunden war. Er habe eben gewusst, erzählte er später, dass der Jazz am besten von den schwarzen Musikern gespielt wurde, und so wollte er in ihre Community aufgenommen werden, um von ihnen zu lernen. Nach einem Schema übrigens, das er sein Leben lang beibehielt: als Schwächster in eine Gruppe einzutreten, von ihr zu lernen und am Ende als einer ihrer Stärksten – genauer: als der Stärkste – daraus hervorzugehen. Oder eben: als Leader. Was selbst ein Miles Davis zu spüren bekam, an dessen epochalen Alben »In a Silent Way« und »Bitches Brew« (beide 1969) Joe Zawinul maßgeblich beteiligt war. Mit einem sarkastischen Lächeln soll Miles Davis einmal gesagt haben, wenn er nicht aufgepasst hätte, wäre er am Ende noch in SEINER, in Zawinuls Band also, gelandet. Tatsächlich bescherte erst Zawinuls im November 1970 zusammen mit dem Saxophonisten Wayne Shorter und dem Bassisten Miroslav Vitous gegründete Band Weather Report dem Wiener Musikemigranten seine erfolgreichste Zeit – 15 Jahre »on top of the world« (mindestens in den »Downbeat«-Leser- und Kritikerumfragen) – und dem Jazz »einen seiner seltenen Augenblicke (...), in denen er Stadien füllte und mit Hits wie »Birdland« in den Charts thronte« (»Salzburger Nachrichten«). ▶

Tale Spinnin'

Dabei hatte alles gar nicht so gut angefangen: »Wir wollten Musik spielen, die man täglich hört – wie den Wetterbericht – und sich ständig ändert – wie das Wetter«, erläuterte Joe Zawinul das Konzept der neuen Supergroup und erinnerte sich an erste Auftritte in New York, bald nach dem Erscheinen ihrer ersten Platte (»Weather Report«, 1971), als »ganz zu Anfang abgezählte 14 Besucher« zu ihren Konzerten kamen. Was sich erst änderte, als der Kritiker Robert Palmer in einem Artikel für die »Village Voice« prophezeite, dass die Musik von Weather Report »in den Neunzigerjahren Volksmusik sein« würde. Spätestens mit dem Eintritt von Jaco Pastorius in die Band, der sich dem fast 20 Jahre älteren Joe Zawinul nach einem Konzert in Miami mit den Worten vorstellte, er heiße John Francis Pastorius III. und sei der beste Bassist der Welt, erreichte Weather Report dann wirklich »Weltmeisterstatus«. Wer in den Siebzigerjahren ein Konzert dieser Band erleben durfte, für den war dies viel mehr als ein Konzert: ein alles zuvor Gesehene in den Schatten stellendes, im wahrsten Sinne des Wortes unerhörtes Ereignis. Etwas ganz Eigenes also, das wie ein Wirbelwind durch die Konzerthallen der Welt wehte und gemeinhin als »Fusion« bezeichnet wurde, obwohl es doch viel mehr war als die bloße Verschmelzung verschiedener Stile: eine glückliche Fügung der Musikgeschichte nämlich, in der drei herausragende Musikeroriginals zusammenschufen ein gemeinsames Bandoriginal schufen: Weather Report. Aufregend neu, seiner Zeit weit

Meer und vielleicht an jene Elysischen Gefilde denkt, die im Glauben der Alten das Reich der Toten darstellten, die Inseln der Seligen. Und schon gar nicht vorstellbar, dass Joe Zawinul tot sein soll: gestorben am 11. September 2007 in Wien, wenige Wochen nach seiner geliebten Frau Maxine, die er im New Yorker Birdland kennen gelernt, 1962 geheiratet und mit der er drei Söhne hatte: Erich, Ivan und Anthony. Zu präsent blieb Zawinul über all die Jahre in den Jazzclubs dieser Welt, vor allem aber: in den Herzen seiner Fans. Bis kurz vor seinem Tod war er mit seiner bald nach dem Ende von Weather Report gegründeten Band »The Zawinul Syndicate« unterwegs, und noch immer waren seine Konzerte ein Erlebnis. Dass diese nun in kleinerem Rahmen stattfanden, kam dem in Malibu lebenden Wiener Weltbürger insofern entgegen, als er seinem Publikum gern in die Augen schauen wollte. Manchmal konnte es da auch zu rührenden Momenten kommen, wenn er – anders als bei den in der Regel wortlos absolvierten »Superstar«-Konzerten der Siebziger- und frühen Achtzigerjahre – sein Publikum direkt ansprach; im Nightclub des Münchner Bayerischen Hofes etwa, wo ihm die Zuhörer zu sehr in stiller Andacht verharrten, was er seinen Mitmusikern auf offener Bühne als Besonderheit des Münchner Publikums zu erklären suchte, das er aber gleichwohl zu »packen« wusste mit einer stimmig intonierten Version seines »Erdäpfee Blues«. Wer ihn da so auf der Bühne inmitten seiner Keyboardbatterien stehen sah, die Arme links und rechts zu den Tastaturen ausgestreckt, die für ihn eine Welt aus Klang bedeuteten, seinen stets exzellenten Mitmusikern wahlweise aufmunternde oder fordernde Blicke schickend wie ein Ringrichter und Boxer zugleich, der konnte sich Joe Zawinul gut als einen glücklichen Menschen vorstellen. Als einen, der alles erreicht hatte, was er der legendären Mentorin der New Yorker Jazzszene, Pannonica, in den Sechzigerjahren auf die Frage nach seinen drei Wünschen geantwortet hatte: »1. Mein Instrument besser zu beherrschen. 2. Liebe, Punkt. 3. Ein anständiges Auskommen zu haben, ohne irgendwelchen Mist zu spielen.« In solchen Momenten auf der Bühne eines Jazzclubs konnte man sich Joe Zawinul auch als einen Menschen vorstellen, der seinen inneren Frieden gefunden hatte; und ein bisschen was von diesem inneren Frieden, von seinem Glücksgefühl, übertrug sich auch auf sein Publikum. Das sah den seltsam alterslos wirkenden Boxer noch immer im Ring stehen wie einen Schwergewichtsweltmeister, der von sich sagen konnte: »Ich bin nie zu Boden gegangen. Ich war bewusstlos, aber ich bin nicht zu Boden gegangen« (Floyd Patterson).

Ja, Josef Erwin (»Joe«, »Pepe«) Zawinul war ein musikalisches Schwergewicht. Was bleibt, ist ein staunenswertes, in allen seinen unterschiedlichen Facetten unglaublich inspirierendes Werk, das immer neue Entdeckungen lohnt. Ja, Joe Zawinuls Musik wird weiter leben, aber der Boxer fehlt: Wie er war keiner.



Fotos: Johann Marcus Streitner (www.shylingo.com)

voraus und, wie Zawinul wohl gesagt hätte, absolut »frisch«. Vor allem aber – und ungeachtet aller »rockigen«, stadiontauglichen Begleiterscheinungen mit Keyboard-Burgen und Verstärkertürmen – blieb die Musik von Weather Report stets Jazz pur: Kommunikation und Improvisation auf der Höhe des jeweiligen musikalischen Augenblicks. Und zwar: at it's best.

Mr. Gone

Schwer vorstellbar, dass Joe Zawinul mal ein alter Mann gewesen sein soll: einer, der zu Hause in Malibu in seinem Lehnstuhl sitzt, hinaus blickt aufs